

Rückblende : Siedlung "Gwad" in Wädenswil/Zürich

Autor(en): **Mühlestein, Erwin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1972)**

Heft 12: **Terrassen- und Atriumwohnhäuser = Immeubles d'habitation en terrasse et avec atrium = Terrace and atrium houses**

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-334505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

»Rück« Blende 1943

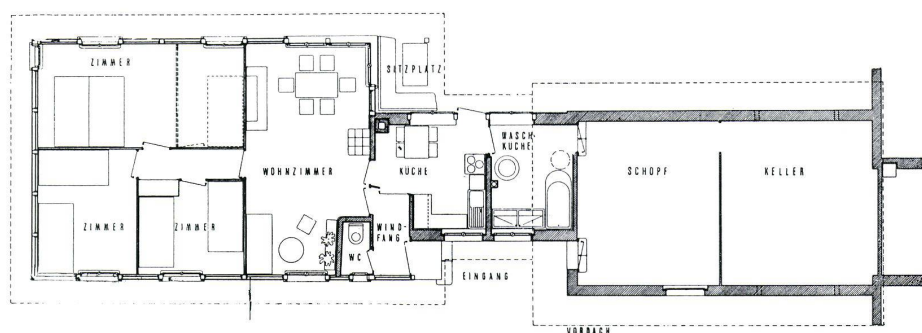
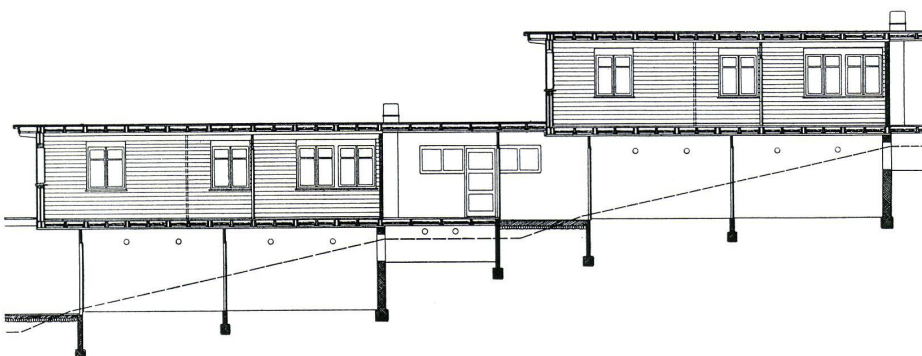
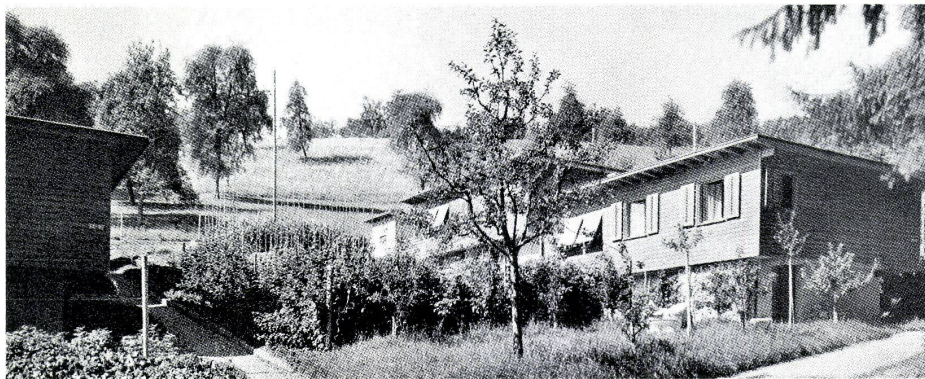
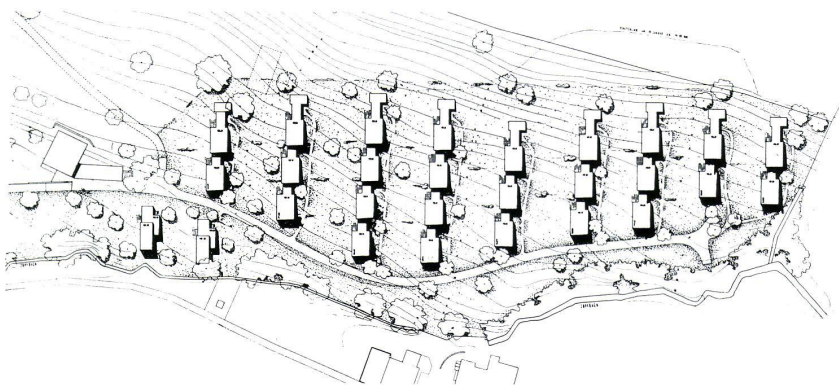
Siedlung »Gwad« in Wädenswil/Zürich

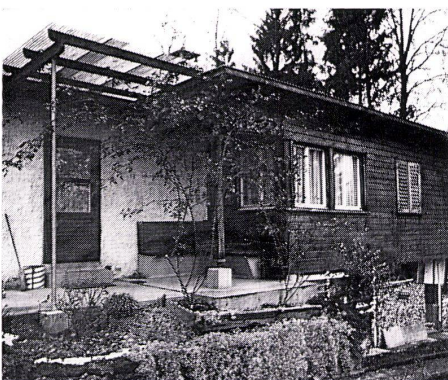
Erbaut 1943/44 durch Hans Fischli und Oskar Stock, Zürich

Die Abbildungen auf dieser Seite sind mit der freundlichen Genehmigung des Werk-Verlages der Werk-Nummer 9/1945 entnommen. In BAUEN+WOHNEN erschien die Siedlung »Gwad« in einem Artikel von Hans Fischli »Siedlung von wertvollen, billigen Wohnungen«, in Heft 6/1960.

Die Siedlung »Gwad« in Wädenswil am oberen Zürichsee gilt mit ihrer terrassierten Bauform zu Recht als eine der ersten ausgeführten Terrassenhaussiedlungen der Schweiz, auch wenn – vor allem aus Kostengründen – die Dachflächen der untenliegenden Häuser nicht als begehbare Terrassen für die darüberliegenden Häuser ausgebaut wurden. Die aus 28 Eigenheimen bestehende Überbauung wurde in den Kriegsjahren unter den erschwerten Bedingungen der Baustoffbeschaffung mit der Mithilfe der zukünftigen Bewohnerschaft in der noch heute aufseherregenden kurzen Bauzeit von nur 4 Monaten erstellt. Doch nicht nur die Bauform und die kurze Bauzeit riefen damals ein großes Interesse in der Öffentlichkeit hervor; es war auch die neue Form der Arbeitgeberbeteiligung an dieser für ihre Arbeiterschaft geplante Überbauung, die ohne die 1941 eingeleitete Initiative des Wädenswiler Industriellen Walter Blattmann nie zustande gekommen wäre.

Mit einer Beteiligung von 100 Franken konnte im Frühjahr 1943 jeder Schweizer Arbeiter, der in einem der fünf beteiligten Wädenswiler Betriebe arbeitete, Mitglied der eigens für dieses Bauvorhaben gegründeten »Siedlungsgenossenschaft Gwad« werden. Er mußte sich allerdings dazu verpflichten, zu den voraus kalkulierten Gesamtbaukosten von 21 500 Franken für ein Eigenheim, 2500 Franken in Form von eigenen Arbeitsleistungen beizutragen. Die Gemeinde Wädenswil kam dem Unternehmen insoweit entgegen, als sie der Siedlungsgenossenschaft das Baurecht für 80 Jahre auf dem ihr gehörenden Bauland überließ.





1
Heutige mit Eternitschindeln verkleidete Fassaden.

2, 3
Von Bewohnern überdeckte und »ausgebaute« Freisitzplätze.

4
Zum Laden ausgebauter, als gemeinsamer Bastelraum geplanter Kellerraum.



Die Siedlung »Gwad« wurde – wie auf der Nebenseite erwähnt – in den letzten Weltkriegsjahren 1943/44 mit einer ganz besonderen und später nicht mehr wiederholten Unternehmen-Initiative gebaut, auf die näher einzugehen zum Verständnis des Zustandekommens dieser Arbeiter-Siedlung unerlässlich ist.

Die Kriegsjahre waren auch an der vom direkten Kriegsgeschehen verschont gebliebenen Schweiz nicht spurlos vorbeigegangen. Auswirkungen zeigten sich vor allem an einem spürbaren Mangel von Importgütern und Rohstoffen. Ein großer Teil der Arbeiterschaft war zudem in jenen Jahren zu Militärdienstleistungen an den Landesgrenzen aufgebunden, so daß die einheimische Industrie – mit wenigen Ausnahmen – nur so viel produzieren konnte, wie im eigenen Land abzusetzen war. Die Propaganda der kriegsführenden Länder blieb in der Schweiz nicht ohne Wirkung. Nach Walter Blattmann, dem Hauptinitianten des Zustandekommens der Siedlung »Gwad«, »... war es eine Situation, in der man sich sagte, der Arbeiter und der Angestellte müsse sich (bei uns) sicherer fühlen«.

Noch mehr als solche realpolitischen Erwägungen waren damals für Walter Blattmann gesellschafts-philosophische Erkenntnisse für seinen persönlichen Einsatz von Bedeutung. In der »Werk«-Nummer 7/1943 schrieb er damals in einem Artikel »Das Eigenheim des Arbeiters«: »Das Zeitalter des Materialismus, die Politik der Vermassung und des Kolossalens, die Verherrlichung der Maschine, deren Diener der uns hier interessierende Industriearbeiter ist, führten zur totalen materiellen Abhängigkeit und zerstörten mehr und mehr die inneren Werte des einzelnen Menschen, schufen die Armut des Individuums, das ohne Vertrauen und Hoffnung in die Zukunft blickt.« Und etwas später im gleichen Artikel die Lösung des wieder In-die-Zukunft-blicken-Könnens für die Arbeiterschaft: »Das Eigenheim mit seinem Garten kann dem Bewohner, gemeint der Arbeiter, jene wünschenswerten materiellen Sicherheiten geben, die es ihm erlauben, mit Zuversicht in die Zukunft zu blicken.«

Beim Bau der Siedlung stand auch »die Eigenversorgung in schlechten Tagen im Vordergrund«, wie der Industrielle Blattmann Jahre später sagte – und: »Wir haben genau studiert, wie groß der Garten sein muß, damit man sich einigermaßen selbst erhalten kann. Er durfte nicht zu groß sein, damit der Arbeiter nicht zu viel im Garten arbeitet und nachher zu müde und träge bei seiner Arbeit ist.«

Eine Erkenntnis, die die Fabrikanten Schneider in Creusot und Krupp in Essen neben anderem schon fast hundert Jahre früher zum Bau der ersten Arbeiter-Einfamilienhaussiedlungen veranlaßte. Aus den landwirtschaftlichen Erträgen solcher »Gärten« und der geförderten Kleintierhaltung, zum Beispiel durch betrieblich organisierte Kaninchen-Zucht Wettbewerbe u. a. m., wurde es der Arbeiterschaft möglich, sich in Krisenzeiten ohne Beschäftigung selbst zu ernähren, ohne daß sie dem Betrieb verlustig oder zur Last fielen. Außerdem wurde durch die Miet- oder Wohnabhängigkeit der Arbeiterschaft an die Betriebe die Gefahr eines Streiks oder Aufbegehrens erheblich vermindert. Einen weiteren großen Vorteil hatten diese beiden Unternehmer beim Krisenrückgang gegenüber ihrer Konkurrenz, da sie so-

fort auf eine eingearbeitete Facharbeiter-schaft zurückgreifen konnten, was die Unternehmer, die nicht für ihre Arbeiterschaft »vorsorgten«, nicht konnten. Der frühe und schnelle Aufschwung der Firma Krupp zu einem Großunternehmen und der mit ihr verbundene Qualitätsbegriff ist nicht zuletzt auf diese Unternehmer-Politik zurückzuführen.

Solche Absichten, durch den Siedlungsbau allein eine »willige« Arbeiterschaft an ihre Betriebe »binden« zu wollen, traten jedoch weder bei Walter Blattmann noch den vier anderen das Siedlungswerk unterstützenden Unternehmern offensichtlich in den Vordergrund. Eher schon galt es für alle Wädenswiler Unternehmer gleichermaßen, die Abwanderung der qualifizierten Arbeitskräfte in die nahe Großstadt Zürich zu verhindern, wo ihnen höhere Löhne und bessere Arbeit winkten. Nicht nur Walter Blattmann bereitet es heute noch Unbehagen, »daß in Wädenswil täglich rund zehntausend Menschen als sogenannte »Pendler« nach Zürich zur Arbeit fahren«. Die Möglichkeit des Wegzugs nach Zürich, die vor dreißig Jahren noch ohne weiteres für Facharbeiter gegeben war, ist heute durch den großen Wohnungsmangel in der Großstadt verschwindend klein geworden. Schon eher trifft heute das Gegenteil zu, daß ehemalige Stadtbewohner in Wädenswil Wohnsitz suchen.

Dennoch kann die Absicht der Arbeitgeber, mit ihrem Siedlungswerk eine gewisse Stammarbeiterschaft an den Wohnort zu »binden«, nicht einfach von der Hand gewiesen werden: Eine Darlehensschuld von 2100 Franken der »Hausbesitzer« an die Unternehmer sollte erst nach 20jährigem ununterbrochenem Anstellungsverhältnis gelöscht werden. Trat ein Arbeitnehmer früher aus einem der fünf beteiligten Betriebe aus, so hatte er dieses Darlehen zu den gleichen Bedingungen wie die 1. Hypothek an den Arbeiterfürsorgefonds der jeweiligen Firma zu verzinsen oder das Darlehen ganz zurückzubezahlen. – Von den befragten Bewohnern wußte jedoch heute keiner von dieser Möglichkeit. Die immer wieder erhaltene Auskunft auf die Frage, was geschehen wäre, wenn sie den Arbeitsplatz gewechselt hätten, war: »Dann mußte man die Firma ausbezahlen.« – Die 1. Hypothek von 10500 Franken war mit 3³/₄% zu verzinsen und nach Abtragung des zinslosen Darlehens – also nach 20 Jahren – mit monatlich 140 Franken zu amortisieren. Die 2. Hypothek, zinslos in der Höhe von 2800 Franken vom Kanton und der Gemeinde erteilt, war in den ersten 20 Jahren zu amortisieren. Der »Anreiz«, in der Siedlung wohnen zu bleiben und den Arbeitsplatz nicht zu wechseln, war also mindestens von der finanziellen Seite her gegeben.

Architekt Hans Fischli sieht diesen Gesichtspunkt heute so: »Niemand verpflichtete den Arbeitnehmer zu bleiben, (. . .) hätte er aber seine Stelle gewechselt, so wäre das Haus wieder an den Arbeitgeber zurückgefallen.« Doch »diesen Fall gab es nicht«. »Niemand wechselte die Arbeitsstelle.« Hans Fischli sieht in den Vorkehrungen der Unternehmer noch heute keine Absicht dahinter, die Arbeiterschaft an die Betriebe zu binden, denn »jeder konnte ja seinen Arbeitsplatz wechseln«.

Die Bindung an den Arbeits- und Wohnort, sofern von einer solchen gesprochen werden kann, war nicht nur finanzieller sondern auch emotioneller Art. Die Verpflichtung eines jeden Siedlungsgenossenschafters, selbst

einen Beitrag von 2500 Franken in Form von eigenen Arbeitsleistungen beim Bau der Häuser zu erbringen, äußerte sich – einkalkuliert oder nicht – dahingehend, daß bekanntermaßen selbsterrichtete Häuser von diesen Schichten, die kaum ein zweites Mal in ihrem Leben zum Bau eines Hauses kommen, noch weniger verlassen werden als fertig erstellt bezogene Häuser. Den entsprechenden Wert in Form von eigenen Arbeitsleistungen zu erbringen – das muß von Anfang an klar gewesen sein –, war für die meisten Arbeitnehmer kaum möglich. Der effektive Wert dieser »moralischen Arbeitsleistung« (Blattmann), das wurde später von den Architekten errechnet, betrug von den endgültigen Baukosten in der Höhe von 22535 Franken pro Haus gerade rund 750 Franken. – Das versteckte Ziel wurde erreicht, die Bindung ans »eigene Heim« löste keiner der 28 Siedlungsgenossenschaftler in all den Jahren.

Die gemeinsamen Arbeiten führten sogar zu »einer fröhlichen Gemeinschaft« (Fischli) und brachte vorübergehend einen Gemeinschaftssinn hervor, der nach Vollendung der gemeinsamen Bauaufgabe jedoch bald wieder verloren ging, sofern diese Arbeiten nicht schon vor Beendigung zu den ersten Streitigkeiten führten.

»Beim Bauen hatte es solche, die drückten sich vor der Arbeit, solche, die im Militärdienst weilten oder solche, die nur den Schaufelstiel in den Händen hielten und zuschauten«, erzählte einer der wenigen Bewohner, der heute unter den gleichen Umständen »keinesfalls mehr bauen würde«. Seine Frau berichtete: »Denken Sie, bis nachts um zwölf oder eins am Haus arbeiten und dann am anderen Morgen wieder in die Firma. Erst hieß es, die Stunden würden angerechnet und ausbezahlt. Als es dann soweit war, sagte man uns, die Stunden aller Männer würden zusammengezählt und gleichmäßig verteilt. – Beim Bauen habe ich meine Gesundheit ruiniert, so etwas würde ich nie mehr machen.« Ein anderer Bewohner erinnert sich: »Wir hatten zum Beispiel das schlechteste Holz für unser Haus, weil es das letzte war, das gebaut wurde. Die ersten hatten noch reichliche Auswahl, für uns waren dann nur noch Bretter mit vielen Ästen vorhanden – doch das stört uns heute nicht mehr.« – Sank die Arbeitsleistung unter die Erwartung, so zog sich Walter Blattmann Arbeitskleider über und half nicht selten beim Bau der Häuser mit.

Heute ist die Mehrheit der Bewohner mit ihrer Siedlung, die früher im Volksmund »Hühnerfarm« genannt wurde, sehr zufrieden. »Es ist doch einmalig, daß ein solches Haus so billig ist« (durchschnittliche Restzinsen=60 Franken pro Monat), ist heute die weitverbreitete Meinung in der Siedlung.

Die von den Architekten Fischli und Stocker auf ökonomische Weise gestalteten Grundrisse, die Treppen erübrigen, weil sämtliche Räume – auch die Kellerräume – auf dem gleichen Geschoß liegen, fanden nicht den ungeteilten Zuspruch der Bewohner. Viele störte der Lärm in den unter ihren Wohnzimmern befindlichen Kellerräumen der Nachbarn, der durch die aus Kostengründen nur mangelhaft isolierte Holzdecke drang, wenn diese etwa Holz für die Ofenheizung spalteten oder sägten. Ein echtes Problem stellte für viele Bewohner die Instandhaltung der Außenwandholzschalung dar, die sie öfters frisch ölen mußten. Bis auf wenige zogen es deshalb alle vor, ihre Häuser vor einigen



Jahren außen mit Eternitschindeln verkleiden zu lassen, da »oft die Ferien für das Ölen verwendet werden mußten«.

An der Errichtung von Gemeinschaftsräumen war von Anfang an niemand richtig interessiert, obwohl dort, wo vor wenigen Jahren eine Konsumgenossenschaft ihren Laden eingerichtet hat, ein am Anfang unausgebautes Klublokal vorgesehen war. »Doch jeder richtete sich bald einmal in seinem Keller einen eigenen Bastelraum ein«, so daß ein gemeinsames Lokal überflüssig wurde, meint der heutige Präsident der Siedlungsgenossenschaft. »Anfangs hüteten wir auch die Kinder noch oft abwechselnd oder gemeinsam, doch heute lebt jeder für sich alleine«, sagt eine Bewohnerin, die den schnellen Abbruch der gemeinschaftlichen Aktivitäten bedauert. Daß in dieser Siedlung, die praktisch gemeinsam von den Bewohnern erbaut wurde, so wenig Gemeinschaftssinn entwickelt wurde, ist eigentlich heute das Erstaunlichste. Mag sein, daß der vielfach gemeinsame Arbeitsplatz mit seinem Leistungsdruck und Wettbewerbssystem die Arbeiterschaft nicht gerade einte und sie daran hinderte, in ihrer Freizeit noch zusätzlich miteinander zu verkehren. Auf jeden Fall wurde von der Unternehmerseite her nichts zur Förderung eines solidarischen Gemeinschaftssinns der Siedlungsgenossenschaftler getan, was verständlicherweise nicht von großem Interesse für sie war, was das erklärte Ziel doch von Anfang an gewesen: »Fördern wir das Eigenheim für den einfachen Arbeiter! Damit leisten wir einen äußerst wertvollen Beitrag zur Festigung eines bodenständigen Volkstums auch in Kreisen der Erwerbstätigen der Industrie« (Walter Blattmann im »Werk« 7/1943).

Erwin Mühlestein